Amerika hält zum Gewehr.

(Vom Committee on Public Information, Washington, D. C.)

Mit dem Eintritt der amerikanischen Truppen in die ersten Schützengräben nimmt das Gewehr wieder den ersten Platz im europäischen Kriege ein. Bisher hat es den ihm gebührenden Rang nicht behauptet, ausgenommen vielleicht bei den Kanadiern.

Schon hat die relative Sicherheit der amerikanischen Schlachtfront ihren Tribut unter den deutschen Truppen gefordert, denn das Gewehr ist die Lieblingswaffe unserer Truppen.

Die Gründe dafür sind zahlreich. Der Amerikaner ist ein traditionellen Jäger; es liegt ihm im Blut, weil sein Vater und Großvater vor ihm die Wildnis mit dem alten Vorderlader bezwungen haben. Daniel Boone, Davy Crockett und Kit Carson sind seine alten Freunde. Der wilde Westen ist ihm vertrauter Boden, obgleich er vielleicht nie den Mississippi gekreuzt hat. Denn er hat die Geschichten von den Trappers und den Jägern gelesen und hat sie in seinen kindlichen Spielen in den Wäldern bei seinem Dorf gleichsam wieder erlebt.

Der Amerikaner ist ein Schütze durch Tradition. Welcher Junge hat nicht lange Tage mit einem Gewehr in der Hand in den Wäldern zugebracht? Welcher Jüngling, nur sind ausgenommen die in großen Städten geborenen und erzogenen, ist nicht abends mit Beute beladen im Triumph nach Hause zurückgekehrt?

Der dritte Grund, warum Sammy bei seinem Gewehr in den Schützengraben bleibt, ist der, daß es die beste militärische Waffe in der Welt ist.

Aus diesen drei Gründen, weil das Gewehr seine Waffe durch Tradition und Erziehung ist, und weil das, das er benutzt, das beste ist, das gemacht wird, aus diesen Gründen hält unsere Infanterie an ihrem Gewehr fest, im Gegensatz zur Handgranate und dem Bajonett. Er kennt den Gebrauch von jeder der drei Waffen, aber wenn er die Wahl hat, so zieht er den Schuß auf 600 Fuß Entfernung auf den beweglichen Punkt in Grau vor, der sich von dem trüben Hintergrund eines aufgewühlten Hügels in Flandern abhebt.

Es ist seit Jahren anerkannt, daß die reguläre amerikanische Armee, obgleich vor 1917 klein an Zahl, doch die hervorragendste Schützentruppe irgendeiner Armee war. Unsere Schützen, die in Camp Perry und in Bisley mit den besten Schützen Europas und der westlichen Hemisphäre in Wettstreit traten, haben endgültig bewiesen, daß die Ueberlegenheit noch auf unserer Seite liegt.

Die Ver. Staaten Regierung hat für ihre Armee die vollkommensten Militärgewehre, die je gemacht sind, herstellen lassen. Das sind das Springfield-Modell von 1903 und das 1917-Modell; beides sind ohne allen Zweifel bessere Gewehre als die irgendeiner anderen Armee der Welt. Die Kugeln für diese Waffen sind die besten von allen jetzt im Gebrauch. Bestellungen für 2,920,000 Gewehre sind ausgegeben. Die Produktion beträgt jetzt durchschnittlich 50,000 pro Woche, genügend um drei Divisionen zu versehen. Eine Billion Kugeln sind zu Uebungszwecken in den Camps bestellt worden. Unsere Fabrikation von Gewehrkugeln übertrifft an Zahl jedes andere Land. Eine Firma hat während des verflossenen Monats allein 125,000,000 hergestellt.

Es ist Usus bei der Regierung gewesen, ungefähr 13 Dollars pro Jahr für jeden Soldaten der Armee für Uebungsschützen zu bewilligen. Scheibenstände sind in allen Teilen des Landes gebaut worden. Sie waren nicht allein für die Benutzung der Armee vorhanden und für die Nationalgarde, sondern ebenso für die Schützen-Vereinigungen.

Deutschland ist nicht im Stande gewesen, dies zu tun. Mit einem stehenden Heer so groß wie das vom Kaiser in Friedenszeiten unterhaltene, würde eine solche Bewilligung mit anderen Plänen in Konflikt gekommen sein. Wenn $13 pro Jahr für jeden Mann im deutschen Heer und in der Reserve für Schießübungen verausgabt worden wäre, so würden die Deutschen heute viel bessere Schützen sein als sie es sind. Aber dieser Gewinn wäre auf Kosten von Fonds erzielt worden, die für Lieferung von Munition nötig waren, welche der Generalstab für die Zeit der Not sammelte. Vor dem Kriege hatte der deutsche Soldat nur ungefähr 12 Kugeln im Jahr auf dem Schießstand zu verfeuern.

Die Schießstände in Europa sind gering an Zahl und Wert. Das Land ist viel zu kostbar, als daß viel davon für solche Zwecke verwendet werden könnte. Kaum einer dieser Schießstände kann für Entfernungen von über 400 Yards verwendet werden. Eine Bewilligung von $13 für den Mann für Munition würde auch die europäischen Soldaten nicht zu Experten wie die unsrigen machen. Der Mangel an Gelegenheit, auf freiem Felde zu schießen, die die Grundlage für die Arbeit eines guten Schützen in der wirklichen Schlacht bildet, würde sie davon ausgeschlossen haben.

Der Amerikaner ist ein Jäger. Aus Notwendigkeit mußte er früher ein Schütze sein, weil seine Sicherheit und seine Nahrung von seiner Geschicklichkeit abhingen. Jetzt ist er ein Jäger aus freier Wahl. Es gibt wenige unter unsern Jungen, die nicht entweder ein Gewehr haben oder eins erlangen können und die nicht manchmal Gelegenheit haben, eins zu benutzen. Der Jagdinstinkt ist noch lebendig in uns. Man nimmt an, daß ungefähr 2,500,000 Sportsleute in diesem Lande jedes Jahr mit einer Büchse oder eine Flinte dem Jagdvergnügen obliegen.

Selbst in den dichtbevölkerten Gegenden ist Wild noch häufig genug, um guten Sport zu bieten. Die Licens ist gering, da sie meistens nur $1 beträgt. Munition ist billiger als anderswo. Die feinsten und billigsten Gewehre werden in diesem Lande hergestellt. Und was noch wichtiger ist: wir haben keine herrschende Aristokratie, die die Jagdgründe beherrscht und das allgemeine Publikum ausschließt.

Die Gestaltung in Europa ist völlig verschiedenartig. Das Land gehört der Aristokratie und seit den feudalen Zeiten ist die Jagd das Vorrecht jener Klasse gewesen. Es sei denn, daß Jemand Beschäftigung als Wildhüter erlangt, hat ein armer Mann keine Gelegenheit, das Schießen zu erlernen. Auch die Mittelklassen haben keine bessere Gelegenheit. Der Schutzbedarf ist teuer. Die Lizenzgebühren sind sehr groß, erheben sich bis zu $25. Die einzigen guten Gewehre sind handarbeit, weil die Waffenschmiede sich nur an die oberen Klassen als Käufer wenden können. Deshalb werden keine guten, billigen maschinengemachten Gewehre fabriziert. Und schließlich giebt es kein offenes Land, wo man jagen könnte.

Aus all diesen Gründen versteht der Arbeiter in Europa sehr wenig von Feuerwaffen.

Wenn man die Gesamtzahl der Feldtruppen, Mann für Mann, in Betracht zieht, war unser Bürgerkrieg der blutigste, der je ausgefochten wurde. Die Operationen in Europa während des gegenwärtigen Ringens sind stets über eine weite Front ausgedehnt gewesen. Die Zahl der Kämpfer ist enorm gewesen und die Gesamtverluste erschütternd. Doch ist der Verlust an Menschenleben verhältnismäßig klein gewesen, verglichen mit den Verlusten der Unions- und der Konföderierten-Armeen. Es hat kein Gettysburg, kein Bloody Angel im gegenwärtigen Kampf gegeben.

Warum? Weder die Truppenmächte unter Grant oder Lee haben die Vollendung im Trainieren im Vergleich zu den Armeen unserer Tage erlangt, mit Ausnahme einiger bevorzugter Corps, die aus ausgesuchten Regimentern bestanden. Die schweren Verluste waren der Kampffähigkeit des Einzelnen zuzuschreiben, ihrer Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffen.

Von den Tagen der „Minute Men" der Revolution ist die Ueberlegenheit der amerikanischen Schützen von Allen anerkannt worden. Morgans Hinterwäldler bewiesen ihre Tüchtigkeit als Schützen im Unabhängigkeitskrieg. Die ungeschulten Grenzer bewiesen sie von neuem in New Orleans unter Jackson gegen Packenhams trainierte Truppen. Beim Alamo hielten Crockett und Bowie mit einer Handvoll Scharfschützen die Horden von Santa Ana in Schach. Unsere Geschichte ist voll von Einzelheiten, wo eine kleine Zahl von entschlossenen Männern, mit dem Rücken gegen die Wand, eine große Ueberzahl einfach durch Ausdauer und tötlich sicheres Treffen zurückgeschlagen haben.

Die Gründe dafür braucht man nicht lange zu suchen. In frühen Tagen war Amerika ein jungfräuliches Land, von nomadischen Stämmen bewohnt, die über ein erstaunliches Geschick im Gebrauch der Waffen verfügten. Diese Eingeborenen mußten übertölpelt und niedergekämpft werden.

Kein Land in der Welt, mit der möglichen Ausnahme von Britisch-Südost-Afrika, hat je einen solchen Wildreichtum besessen wie dies. Die ersten Ansiedler waren Angelsachsen, das größte Sportsvolk der Welt. Sie brachten wenig mit sich als Feuerwaffen und tapfere Herzen. Sie hatten sich gegen Indianer zu verteidigen und lebten von der Jagd. Allmälig lernten sie Getreide, Früchte und Gemüse, das auf dem neuerschlossenen Boden wuchs, ernten. Aber eine geraume Zeit hindurch war das Wild der Wälder ihre Hauptnahrungsquelle.

Die Folge war, daß jeder Junge mit einer Büchse in der Hand heranwuchs. Es war unvermeidlich, daß sich in diesen Grenzbewohnern, der Notwendigkeit gehorchend, das scharfe Auge, die eisernen Nerven und das ganze Gebahren entwickelte, das sie zu den besten Schützen machte, die man je angetroffen hat.

Mit dem Wachstum des Landes rollte die Flut der Civilisation nach dem Westen. Clark öffnete den gewaltigen Nordwesten. Pike führte den Weg nach den Rockies. Stets drängte der abenteuerlustige Sohn weiter nach den fernen Grenzen. Der größte Zug in der Geschichte der westlichen Hemisphäre war in Bewegung geraten. Fünfzig Jahre lang setzte er sich fort. Fast jeder Fuß des Westens wurde durch Arbeit und Ueberwindung von Schwierigkeiten errungen, auf Kosten von Opfern, aus denen Männer und Frauen gestärkt und kraftbewußt hervorgingen.

Die Tradition der Jagd lebt weiter in uns. Der Mann, der gewohnt ist, Berge zu besteigen, um Großwild zu schießen, erträgt Strapazen und Not des Sportes wegen. Er lernt auf fliehendes Wild unter Schwierigkeiten der Distanz und Sichtigkeit feuern. Daraus folgt, daß wenn er auf den Schießstand geführt wird und Instruktion erhält, er in wenigen Lehrstunden das Sichtschießen und die Methode, wie man ein militärisches Gewehr handhabt, erlernt.

Hat er das einmal erlernt, so steht er in einer Klasse für sich, denn er ist gewohnt unter den gleichen Bedingungen zu schießen, obgleich mit weniger Gefahr für das eigene Selbst als an der Front gefunden wird. Keine noch so ausgedehnte Schießübung auf dem Schießstand kann als Ersatz für seine Erfahrung dienen.

Dieses fundamentale Trainieren, als Vorbedingung für die Schießübungen, ist es, das die Kunstfertigkeit im Schießen in der amerikanischen Armee erklärt. Das Marine-Corps hält den besten Rekord im Dienst. Ein volles Drittel dieser Organisation trägt das Schützen-Emblem für hohe Leistungen. Wenigstens die Hälfte der Marinesoldaten sind erstklassige Schützen.

Um das Experten-Emblem zu gewinnen, muß ein Schütze über die Bahn von der 200 bis zu den 600 Yards Reichweite sowohl im Schnellfeuer als im langsamen Feuer schießen und dabei über 235 Points aus möglichen 300 Points machen. Der Scharfschütze muß einen Durchschnitt von 238 aus 300 auf derselben Bahn erreichen. Es ist kein ungewöhnlicher Rekord für einen Kandidaten in irgendeiner dieser Klassen, 10 einander folgende Mals bei 10 vorgeschriebenen Schüssen der 600 Yards-Reichweite das Centrum zu treffen.

Der Deutsche verläßt sich nicht auf seine individuelle Fähigkeit mit dem Gewehr. Er ist geneigt, blind darauf loszuknallen. Berichte haben uns erreicht, daß deutsche Kompagnien große Quantitäten Munition blindlings nach einem fingierten Angriff des Gegners verpulvert haben.

Dies kommt zum Teil daher, daß die Deutschen nach der Theorie handeln, daß es einen gewissen Prozentsatz von Treffern bei einer gegebenen Zahl von Schüssen giebt. Der deutsche Infanterist richtet seinen Angriff nicht gegen einen bestimmten Gegner, er sucht allgemeine Resultate.

Zum Beispiel ein deutscher Offizier erfährt, daß eine gewisse Anzahl Feinde in einer gewissen Zone, ungefähr 100 Yards im Quadrat, 200 Yards vor seiner Stellung sind. Er glaubt, wenn seine Kompagnie diese Zone eine halbe Stunde unter Feuer nimmt, so wird ein gewisser Prozentsatz von Treffern stattfinden.

Ein amerikanischer Farmerjunge könnte ihm den Irrtum dieser Theorie erklären. Er weiß, weil Erfahrung ihn eines Besseren belehrt hat. Wieder und wieder hat er aus seiner Büchse in eine Herde von Wildenten gefeuert, die anscheinend so dicht zusammenflogen, daß man eine oder die andere treffen mußte. Es sind 150 bis 200 einzelne Schüsse vorhanden, solch ein Vorgehen zeitigt aber fast immer ein vollständiges Fiasco.

Eine angreifende Abteilung mag in einer Formation, die wie eine dichte Masse erscheint, angreifen; für das ungeübte Auge scheint wenig Raum zwischen den Männern, sodaß ein allgemeines Hineinfeuern gute Resultate erzielen sollte. Tatsächlich aber trifft dies gewöhnlich nicht zu. Der Raum zwischen den sich bewegenden Männern ändert sich stets. Sehr wenig von der Front bietet ein lebendiges Ziel. Ein Schuß durch den Rucksack, den Helm, durch dicke Gamaschen oder durch fleischige Körperteile wird einen angreifenden Soldaten nicht aufhalten. Die einzige Manier, einen sichern Treffer zu erzielen, ist Einen genau auf's Korn nehmen, auf ihn anlegen und sicher feuern.

Die Fähigkeit des genauen Schießens hat die amerikanischen Schützen gefährlich gemacht. Diese selbe Geschicklichkeit macht unsere Infanterie ihrem Feinde auf der Westfront überlegen. General Pershing erkennt die Notwendigkeit, diesen Vorteil aufrechtzuerhalten, denn in seinen Berichten empfiehlt er, daß die größte Sorgfalt auf die Schießübungen verwandt werden solle, da dies die wertvollste Waffe sowohl in Offensiv- wie in Defensivbewegungen sei.

Man stelle eine Kompagnie ausgesuchter deutscher Truppen gegen eine gleiche Zahl der unsrigen und lasse sie ihr Feuer nach ihrer Theorie der „allgemeinen Resultate" auf unsere Leute richten, während unsere Jungen nach der amerikanischen Methode, ein bestimmtes Ziel zu suchen, vorgehen. Eine Durchschnitts-Kompagnie von Sammies würde ungefähr 10 Experten, 20 Scharfschützen, 35 Schützen und eine große Anzahl erstklassiger Soldaten enthalten. Das Resultat würde nicht schwer zu bestimmen sein.

Wegen der mangelhaften Durchbildung der Deutschen als Schützen hat der Generalstab seine Zuflucht zu den Handgranaten genommen. Aus demselben Grunde haben die Franzosen und Briten das Gleiche getan. Es gibt allerdings Zeiten, wo die Granate eine überlegene Waffe ist. Eine Granate, in einen Menschenhaufen geworfen, wird mehr Schaden anrichten als eine einzige Gewehrkugel, allein die Zahl der Granaten, die ein Mensch zu tragen vermag, ist begrenzt, und die Distanz, bei der sie verwendet werden kann, ist gering. Da die Franzosen und Briten besser schießen als die Deutschen, so schicken sie mehr Schützen über die Gräben und weniger Granaten.

Die reguläre britische Armee hatte einen großen Ruf wegen ihrer Treffsicherheit. Die Meisten hatten Dienst in Aegypten, Afrika und anderen Kolonien gesehen, wo die Lage der Dinge den Verhältnissen unseres Landes ähnelt. Die Arbeit, die diese Veteranen in der ersten Schlacht von Ypern und bei dem Rückzug von Mons getan, wo sie tatsächlich ohne Artillerie vier- oder fünfmal ihre Anzahl Deutsche aufhielten, beweist, was gute Schützen für eine Armee zu tun vermögen.

Der Kanadier ist unser geborener Bruder in Waffen. Die Verhältnisse, die uns geschaffen, haben auch ihn gebildet. Seine Tüchtigkeit als Soldat rührt her von seiner Initiative und seiner Geschicklichkeit mit dem Gewehr. Was auf ihn zutrifft, trifft auch auf uns zu. Schon zeigen sie eine Tendenz, zum Gewehr zu halten. Wenn sie erst mitten drin sind, werden die Deutschen beten, gegen alle Truppen nur nicht gegen Amerikaner gestellt zu werden, und der Hauptgrund dafür wird Sammy's Geschicklichkeit mit dem Gewehr sein.

— Deine erste Pflicht ist, dich selbst glücklich zu machen. Bist du glücklich, so machst du auch andere glücklich. Der Glückliche kann nur Glückliche um sich sehen.

Am Gachen Eck.

Skizze von **Johann Georg Seeger.**

Wütend prallte der Sturm gegen die Hütte über der „Weißen Wand", Schneegestöber schob sich vor die Fenster, so daß es trotz der Mittagsstunde im Innern finster ward und der Hüttenfepp die Petroleumlampe anzündete. Die schwankte nun über dem Tisch und den Köpfen der drei Touristen und dem verwitterten Hut des Hüttenfepps und trachtete matt in die Herrgottsecke, wo eine dunkle Gestalt saß und seit einer Stunde schon den Raum mit Tabakrauch füllte.

„Schnee gibt's," sagte der Hüttenfepp und stellte Wein auf den Tisch. „Zwoa Tag könna d's Herrn jetzt da herob'n kampier'n."

„Nicht möglich!" rief einer von ihnen und sah den Führer fragend an. Der Fepp stopfte umständlich seine Pfeife, hielt ein brennendes Schwefelholz darüber, tat ein paar Züge und antwortete endlich: „Im Schneesturm find't koana an Weg über d's Woaß' Wand, und daß er'n find't, nachat kimmt a nit über's Gacha Eck."

„Eine teufelsche Stelle!" bemerkte ein anderer Tourist. „Da hab' ich zum erstenmal im Leben verspürt, was Herzklopfen ist."

„Jetzt is do no besser als wia vor zehn Jahr'n," meinte der Hüttenfepp. „Jetzt san a paar Stuf'n einig'haun. Aber früha!"

„Zo früha!" Der Führer blies nachdenklich eine große Rauchwolke vor sich hin. Die Touristen schwiegen. Der Sturm heulte, und immer dichter wurde der Qualm.

Nach ein paar Minuten schaute der Führer von einem Herrn zum andern und sagte halblaut, als hemmte ihn eine schlimme Erinnerung: „Selbigsmol hat ma halt af an schmoal'n Streaf'n, it breater wia mei Hand vorwärtskimmt kenna . . . fufz'g Meta lang bis zum Gacha Eck. Und nachat bist in da Luft d'hängt . . . dreihundert Schuach hoch un hast di ums Eck rumschwinga müaff'n. Wir Führa ham j'ersch beicht't, eh' ma dö Tour g'macht ham."

„Sind schon Abstürze vorgekommen?" unterbrach ihn ein Herr.

„An oanziga. Die mehrern Tourist'n stoag'n da Süd'n af dö Woaß Wand. Vor fufzeh Joahr'n ist oana abig'stürzt. Neamd hat'n g'funna. Jetzt no sucht'n sei Kamerad alle Joahr mehrere Wochen lang. Dön kannst alle Felsschluchtʼn auf an abitraxeln seag'n."

„Wie interessant! Erzählen Sie doch!" rief ein Tourist.

„Pst!" Der Hüttenfepp zwinkerte mit den Augen. „Dort heant'n sitzt er, dö Herr Benzig."

Die Touristen blickten in die Herrgottsecke, konnten aber des Rauches und der Dunkelheit wegen das Gesicht des Fremden nicht erkennen. Wieder herrschte Schweigen in der Hütte.

Da schreckte eine rauhe Stimme die fünf Männer aus ihrem Sinnen auf, und rasch sahen sie zu der dunklen Gestalt, von der die Worte zu ihnen herüberflogen:

„Wenn's die Herren interessiert, will ich erzählen. Ist ein seltsames alpines Ereignis."

Fast ingrimmig hatte der Fremde das hervorgestoßen. Dann sah er eine Weile starr vor sich nieder und begann zu erzählen:

„Landersmann und ich waren Jugendfreunde und Ingenieure in derselben Fabrik. Ich hatte mich verlobt und wollte heiraten. Zum letztenmal als Junggeselle wollte ich mit Landersmann eine Tour in die Berge unternehmen. Schon vier Tage kletterten wir im Gebirge; ich hatte genug und wollte heim. Aber Landersmann ließ mir keine Ruhe. „Die Weiße Wand müssen wir doch auch noch einmal ersteigen. . Du wirst mir doch den Gefallen tun," sagte er. Und ich gab nach. Klettern also fünf Stunden aufwärts, bis wir zum Band, das ans „Gacha Eck" führt, kommen. Da bleiben wir stehen und verschnaufen. Bolzengerad geht's dort abwärts, und Landersmann sagt mit einem Male: „Wer da hinunterfällt, dessen Knochen kann man nimmer zusammenklauben." — „Hast Angst?" frag' ich spöttisch. — „Unsinn, Hochzeiter! Vorwärts!" Ich betrete das Band und zehn Meter hinter mir folgt Landersmann. So war's ausgemacht; denn er liebte es, wie er sagte, freies Feld vor sich zu haben. Wir reden kein Wort. Alle Aufmerksamkeit muß ich auf das bischen Gestein richten, das mir zum Weiterklettern dienen kann. Und jetzt schwing ich mich ums „Gache Eck" und bezwinge auch noch die nächsten zwanzig Meter . . . . Das Schwerste liegt hinter mir. Erleichtert atme ich auf und schau' nach Landersmann zurück. Ich seh' ihn nicht. Ich warte und horche . . . Ich rufe . . . Jetzt packt mich die Angst. Ich kletter den entsetzlichen Weg zurück. Nirgends eine Spur. Da bin ich gleichsam erstarret und hab' nicht mehr den Mut gehabt, weiter zu klettern. Wär' der Hüttenfepp nicht dazu gekommen, ich wär' in die Tiefe gestürzt. Der aber hat mich gerettet. Und kaum hab' ich mich wieder einigermaßen erholt, so suchen wir nach Landersmann. Aber gefunden haben wir nichts als Bergstock und Rucksack. Und auch die Führer aus der Umgegend haben nichts weiter entdeckt; denn in die tiefsten Felsschluchten hat sich keiner hinuntergewagt.

Eine Woche lang bin ich noch wie ein Verzweifelter herumgeirrt, ohne etwas zu finden. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich Landersmann wegen seiner Todesahnung verspottet hatte. Meine Haare waren gebleicht; ich war wie gebrochen, als ich wieder daheim war, und hab', glaub' ich, nur stumpfsinnig genickt, als man mir sagte, meine Braut habe sich geweigert, mich zu heiraten, und sei nach England abgereist. Was lag mir noch am eigenen Glück! Mich hatte droben am „Gachen Eck" das Entsetzen gepackt und lich mich nicht mehr frei werden. Mechanisch arbeitete ich. Wenn aber der 2. August kam, mußte ich zum Felsgipfel unter dem „Gachen Eck". Jeden Fleck hab' ich dort abgesucht, immer wieder bin ich in die tiefsten Abgründe geklettert und hab' nichts gefunden."

Niemand redete. Alle blickten auf Benzig, der sich erhob, Geld auf den Tisch legte und nach Rucksack und Bergstock griff. Unter dem schneeweißen Haar ein verwittertes Gesicht und darinnen ein paar unheimlich flackernde Augen. Er trat zu den fünfen.

„Nichts hab' ich gefunden, nichts!" schrie er. „Und warum nicht?"

„In den fünfzehn Jahren haben die Wildwasser die Ueberreste fortgeschwemmt," antwortete ein Tourist.

Benzig lachte zornig.

„Warum hab' ich nichts gefunden? He? Weil ale ein Landersmann dort unten gelegen ist. Seit gestern weiß ich's!"

Die Männer fuhren unwillkürlich auf. War der Benzig verrückt geworden? Der aber zog einen Brief aus der Tasche, warf ihn auf den Tisch und wandte sich zur Tür.

„Wohin bei dem Wetter?" rief der Hüttenfepp.

„Heim!" Und die Tür flog zu, daß es krachte.

„Wir müassa dem alten Narr'n nachlaufʼn," sagte Sepp.

„Dös müassa ma," brummte der alte Führer. „Aba lesen's jetzt, wos in dem do steaht!" Er schob einem Touristen den Brief zu.

„Aus Chile?" sagte der staunend und entfaltete den Bogen. Dann las er:

„Mein lieber Benzig!

Mit Hilfe Deines scharfen Verstandes hast Du natürlich schon längst die Komödie am „Gachen Eck" durchschaut. Aber nun läßt mir Emma keine Ruhe mehr; sie wünscht durchaus Deine Verzeihung. Ich verstehe sie nicht ganz; denn Du hattest aus purem Strebertum die Verlobung mit Emma erzwungen, weil Du mit Hilfe ihres Vermögens Dich selbständig machen wolltest. Ihr Onkel unterstützte Dich.

Nun aber liebten Emma und ich einander. Also warst Du mein Feind, und jede Kriegslist war mir erlaubt. Ich hätte Dich ja auch über das „Gache Eck" hinunterwerfen können. Zum Glück hielt mich die Erinnerung an unsere Jugendzeit davon ab. Ich ersann nun einen komplizierten Plan. Emma floh. Als Du Dich ums „Gache Eck" schwangst, warf ich Rucksack und Bergstock in den Abgrund und lief über die Schroffenalm nach Grissenbach, wechselte die Kleider, fuhr auf Umwegen durch die Schweiz und Frankreich nach La Pallice, wo ich mit Emma zusammentraf, und reiste hierher nach dem sonnigen Chile, wo ich seitdem mit Frau und Kindern glücklich lebe.

Ich hoffe, daß Du mir nicht zürnst und uns bald mit einigen Zeilen erfreust. Du warst ja stets der Verfechter des Egoismus. Wenn also vor fünfzehn Jahren droben am „Gachen Eck" mein Egoismus über den Deinigen siegte, so mußt Du als vernünftiger Mensch Dich eben vor Deiner Lebensanschauung beugen. Mit bestem Gruß auch von Emma

Dein

Kurt Landersmann."

Achtundvierzig Stunden später glänzen die Berge ringsum im Neuschnee.

Tief unter dem „Gachen Eck" beugen sich fünf Männer über einen leblosen Körper, und der Hüttenfepp flüstert, den Hut mit beiden Händen haltend:

„Unser Herrgott geb' eahm dia ewig' Ruah, un dös ewig' Licht leucht eahm!"

Das Wachstum Rußlands.

Das Wachstum Rußlands, des allem Anschein nach noch auf längere Zeit der inneren Zersetzung verfallenen ehemaligen Riesenstaates, steht historisch beinahe einzig in seiner Art da. Es vollzog sich in zwei Richtungen, territorial und bevölkerungsmäßig, doch ist der Zuwachs an Bevölkerung nicht harmonisch vor sich gegangen, d. h. er erfolgte nicht gleichzeitig mit der Gebietserweiterung. Nach Rubalin hat sich in den letzten vier Jahrhunderten das Territorium des russischen Reiches etwa um elfmal vergrößert, während nur das letzte Jahrhundert eine ähnliche Bevölkerungszunahme aufzuweisen hat. Professor Miljukoff, der spätere Minister, hat auf Grund der historischen Statistiken berechnet, daß Rußland im Jahre 1725 von etwa 15 Millionen Menschen bewohnt war. 1796 war die Bevölkerung bereits auf 26 Millionen angewachsen, 1815 auf zirka 45 Millionen, 1851 auf 67 Millionen und 1897 auf 129 Millionen.

Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, die von 1790 bis 1890 um 16 mal zugenommen haben, hat Rußland den stärksten Bevölkerungszuwachs aufzuweisen. Zur Zeit Peters des Großen bildete die Bevölkerung Rußlands zirka ein Zehntel bis ein Achtel Europas. Anfangs des 19. Jahrhunderts betrug das Verhältnis bereits ein Fünftel bis ein Viertel und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehr als ein Drittel. In einem Jahrhundert hat Rußland einen Zuwachs von 110 Millionen Menschen erfahren. Am 1. Januar 1911 zählte die Bevölkerung Rußlands rund 167 Millionen. Rechnet man die Bevölkerung der Vasallenstaaten China und Buchara noch hinzu, so ergeben sich 169 Millionen. Da der Bevölkerungszuwachs in Rußland jährlich mindestens 1,5 Prozent beträgt, so wird es gegenwärtig etwa 180 Millionen Einwohner haben; das ist ungefähr ein Zehntel der Gesamtbevölkerung der Erde. Auf einer Quadratwerst, d. h. auf 1,138 Quadratkilometer wohnen in Rußland 8,7 Menschen. Vergleicht man, mit Rubalin, die Volksdichte Rußlands mit der anderer Staaten, so ergibt sich bei der Berechnung auf Quadratwerst folgendes Bild: Belgien 273,1, England 157,7, Italien 132, Deutschland 127,5, Oesterreich 85,6, Frankreich 85,1, Ver. Staaten 10,6, Rußland 8,7.

Abdul Hamid.

Ein Charakterbild von **Dr. Ludwig Bauer.**

Vor achtzehn Jahren wurde im kleinen Küchenpavillon des alten Sultanspalastes Jildiz Kiosk, wo sich eine kaum zusammengewürfelte kleine Schar von Freunden zusammenfand, die Kunst der Empfehlung ihrer Botschafter und Gesandten eine Einladung zum Salamlik empfangen hatte. Der Feierlichkeit — das war der festliche Auftrag an jedem Freitag, da der Sultan die ängstlich gehütete Pforte seines weitverzweigten Palastes verließ, um in der nahen Moschee sein Gebet zu verrichten. Die ganze Garnison von Konstantinopel marschierte dazu auf. Ein Sonntag. Der Hofbeamte verbeugte sich höflich, und die Diener bringen Kaffee und Zigaretten mit dem kaiserlichen Namenszug. Dann öffnet sich das niedrige Tor, das die weite verborgene Welt des türkischen Hofes einschließt, die eine wahre Stadt niedriger Gebäude bildet. Wagen auf Wagen fährt ganz langsam hervor. Edle Pferde, bunte Diener in prächtigen, bunten Seidenjacken laufen hinterher. Die vergitterten Kutschen, das sind die Karossen des Harems, die Sultaninnen und Prinzessinnen. Noch nicht der Sultan. Dann sieht man bejahrte Staatsmänner, Minister, Höflinge, Statthalter, alle in farbenstrotzenden Uniformen hervorlaufen, sie bücken sich tief, sie wiederholen stets den schönen Gruß der Morgenländer, der die Hand zur Stirne, zum Munde und zum Herzen führt, das Zeichen, daß Gedanken, Worte und Gefühle ganz ergeben seien, und nach diesem Gewimmel erscheint ein kleiner, offener Wagen, in dem zwei ältere Männer sitzen. Der eine trägt Uniform, und dieser Greis ist Osman Pascha, der Löwe von Plewna, der beliebteste Mann der Türkei; er begleitet den Sultan, damit kein Attentat verübt wird, das ja auch Osman töten könnte. Der andere sitzt blaß, teilnahmslos, mit verschleierten Augen da, ein grauschwarzer Bart hängt von seinem Kinn struppig herab, eine harte Hakennase gibt dem Gesichte Bedeutung und fast Größe. Er trägt einen graugrünen Ueberzieher, und scheint wie erstarrt, hat weder Blick noch Gruß, und dies ist der Padischah, ist Abdul Hamid, der Sultan, für den hier dreißigtausend Menschen versammelt sind, dessen Namen die Regimenter gellend ausrufen. „Lang lebe der Padischah", das braust wie ein Sturm herüber, und die grünen pulvergeschwärzten Fahnen mit dem heiligen Zeichen des Propheten, mit Halbmond und Stern, flattern und winken zu seinem Nachfolger. Die Exzellenzen rennen, dicke, behäbige Würdenträger, eifrig neben der Karosse, suchen den erloschenen Blick dieses einsamen und unglücklichen Sultans. Dann verschwindet er in der Moschee, und nach einer Weile fährt er wieder zurück, und erst als sein Wagen wieder in Jildiz Kiosk einbiegt, da erscheint plötzlich erschreckend ein rätselhaftes Lächeln auf Abdul Hamids Gesicht. Ein Lächeln der Befreiung: Er ist wieder einmal gerettet, keine Bombe hat ihn getroffen, er ist im Schutze seines Palastes angelangt, die unterworfene Stadt hat ihm nichts anzutun vermocht.

Sonntags ist er gestorben, ein Gefangener, entthront, vergessen. Der letzte wirkliche Sultan der Geschichte, unheimlich, tigerhaft, großartig und mit keinem Maße unserer Sitte zu messen, ein Bürger verschollener Jahrhunderte. Der rote Sultan, der Blutsultan, so hieß er, und das Blut von vielen Tausenden klebte an ihm, der stets morbete, um sich vor Mord zu schützen. Der Kaiser, der seinen Thron bestieg, wobei sein Bruder rätselhaft verstarb. Der die Papierblüte der türkischen Verfassung, die Midhat ausgerufen hatte, abbrach. Der ein so arger Feind eines jeden Fortschrittes war, daß er in Konstantinopel kein Telephon und kein elektrisches Licht einführen ließ, weil er dadurch Verschwörer zu begünstigen fürchtete. Der aber doch der schlauste und gewandteste Diplomat seines Landes war. Er verstand es meisterhaft, die Schwäche seines Reiches zu verdecken, indem er die verschiedenen europäischen Mächte gegen einander ausspielte. Aber er wußte, daß er gehaßt wurde. Ruhelos wanderte er in die kleinen Häuser seiner Palaststadt, schlief nie zwei Nächte lang im selben Raume, damit die Mörder ihn nicht fänden. Sammelte dort Juwelen, ließ sich französische Kriminalromane vorlesen, empfing seine Spione, und gab Befehle, Verdächtige im Bosporus zu ersäufen. Dann kam der Aufstand der Jungtürken, das Heer fiel den Verschwörern zu und Abdul Hamid gab nach, beschwor die Verfassung. Doch ein konstitutioneller Abdul Hamid, welche Groteske! Nein, er verzieh nicht, und holte zu einem furchtbaren Schlage gegen seine Feinde aus. Indessen, er traf die Häupter seiner Feinde nicht: Mahmud Schewket und Enver entkamen, und das Heer marschierte von Adrianopel gegen ihn, seine Kreaturen flüchteten, und er stand allein in seinem Palaste, aus dem sie alle flohen, die ihn umgaben. Nichts war schrecklicher als jene Stunden, da er seine Feinde näher kommen sah, niemand den Zitternden mehr beachtete, er schon rächende Kugeln erwartete. Der Scheich-ül-Islam, dienstfertig für die neuen Herren, erklärte ihn unwürdig, fürderhin der Nachfolger des Propheten zu sein. Für seinen Bruder Mehmet öffneten sich die Kerkerpforten, und Abdul Hamid ward gefangen. Ward herumgeschleppt — zuletzt in einer Villa bei Salonik, dann nach Kleinasien, seine Bankdepots und seine Juwelen wurden ihm entrissen, und doch hatte sich auch dann eigentlich an seinem äußerlichen Leben kaum etwas geändert. Ein Gefangener war er auch während seiner Herrschaft und er zitterte — so wie er jetzt gefangen war und zitterte, voll Hoh und Tücke. Aber die Stäbe seines Gitters waren fest, und der alte Tiger hatte seine Kraft verloren. Krieg auf Krieg kam über sein Reich, und die große Existenzfrage, die seine Kunst den Türken stets zu ersparen verstand, ward ihnen hart und grausam gestellt. Er aber, der Vater der List und des Verrats, war nicht mehr bei dem schrecklichen Spiele. Eine andere Welt war da, auch sie blutig und noch blutiger als die seinige, aber eine Welt, in der man Parlament in Konstantinopel spielte. Er mag grimmig die Stümper verachtet haben, die jetzt nach ihm kamen, mag höhnisch gegrinst haben, als er hörte, wie sie zu seinen Regierungsprinzipien gegenüber den Armeniern griffen. Aber niemand dachte mehr an ihn, der den deutschen Kaiser als Gast begrüßt hatte, und die Exzellenzen liefen nicht mehr hinter seinem Wagen her.

Mit ihm ist der letzte wirkliche Sultan gestorben, ein schrecklicher alter Tiger, dem die Zähne ausgefallen waren und der nunmehr feig und träge hinter Käfigstangen sein Alter verdämmerte.

Michelangelo als Schneeplastiker.

Zu den Freuden, die den Besuchern winterlicher Sportplätze winken, gehört auch das Vergnügen an stattlichen Schneebauten und Schneefiguren aller Art, deren Anblick durch die Kameraktunst erfreulicherweise auch denen vermittelt wird, die daheimgeblieben sind. Wer an dieser amüsanten Plastik Gefallen findet, den wird nun sicher auch die folgende kleine Reminiszenz interessieren. Der jugendliche Michelangelo, dessen Bildhauergenie Lorenzo